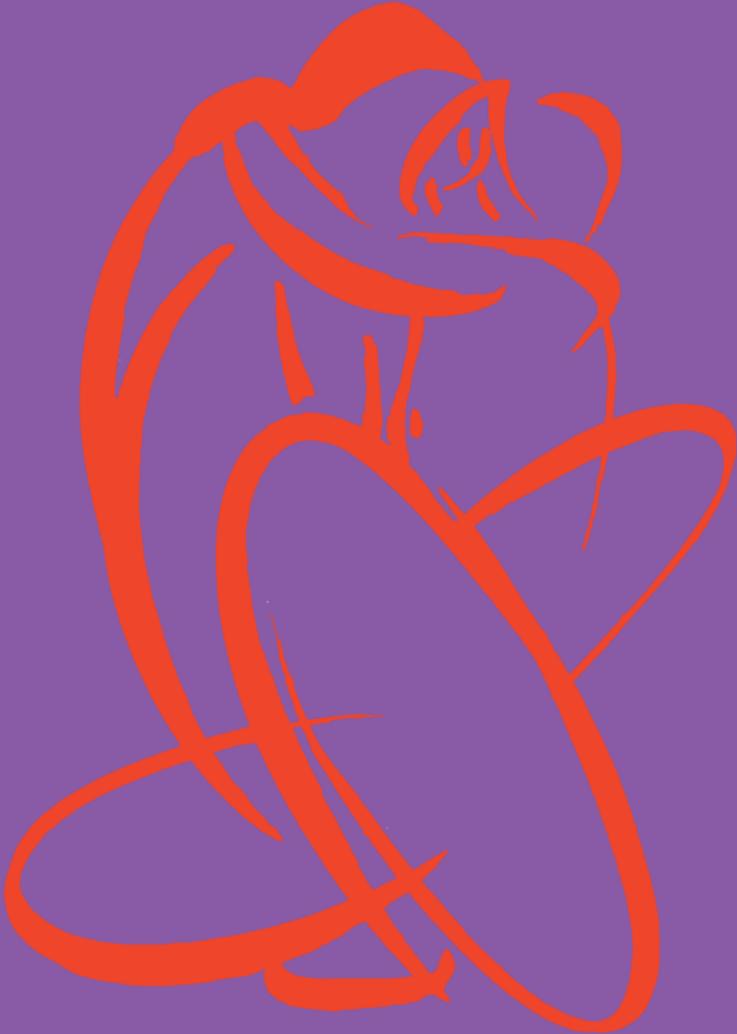


Petra Geisbüsch

Die Grenzwandlerin

Eine deutsch-samoanische Liebesgeschichte



frauen & gender
Kultur | Forschung | Gesundheit

Printausgabe 978-3-938580-24-0
ebook 978-3-938580-48-6
1. Auflage 2013

© DIAMETRIC Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden.

Lyrik von Anna Lougièn: Auszüge aus »Räume im Kopf«
© Copyright DIAMETRIC Verlag

Diametric Verlag Jutta A. Wilke e.K.
Versbacher Str. 181, D-97078 Würzburg
Fon: +49(0)931-7841230, Fax: +49(0)931-7841231
info@diametric-verlag.de

Umschlaggestaltung: Eckhard Hundt, München
Korrektorat: Inlitora Annett Keck, Börnichen
Printed in Germany

Unter www.diametric-verlag.de finden Sie



- unser aktuelles Verlagsprogramm
- kostenlos in alle Titel »reinesen«
- unsere ebook-Reihe
- Frauengesundheit *kurz & kritisch*

Petra Geisbüsch

Die Grenzwandlerin

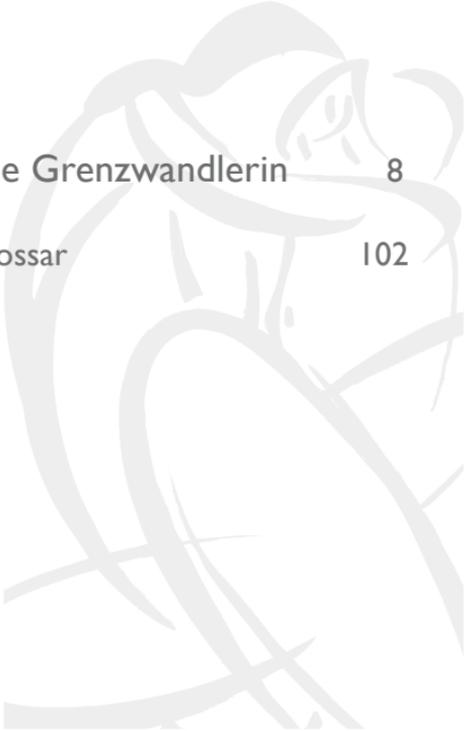
Eine deutsch-samoanische Liebesgeschichte



LC DIAMETRIC
VERLAG

Mögen jene, die die Autorin persönlich kennen, Parallelen in deren Leben entdecken oder zu entdecken glauben; mögen jene, die Samoa bereist haben, sich an Namen und Plätze erinnert fühlen, die sie gehört und gesehen haben: Die in dieser Geschichte auftretenden Personen sind frei erfunden, und Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Samoanern sind rein zufällig.

Ich danke meiner Mutter Irmgard,
die mich das Sprechen,
meinem Lehrer Hermann,
der mich das Schreiben,
und meiner Tochter Laila,
die mich das Lieben gelehrt hat.



Die Grenzwandlerin 8

Glossar 102

Es war einmal eine ganz und gar unsentimentale Frau mit fünf Jahrzehnten gelebten Lebens, die war so frei und kündigte ihre Lebensversicherung, um mit dem Geld nach Samoa zu fliegen. Deutschland war ein kaltes Land geworden, und auch in den Herzen der Menschen fröstelte es spürbar.

Die »alte« Frau sollte Recht behalten: Es wurde ihr noch einmal so richtig warm ums Herz ...



Ich habe ihn gefragt, warum er so anders ist als der Rest seiner Familie. Ob man ihn als den Erstgeborenen von sieben Geschwistern und einer endlosen Kette von Cousins und Cousinen seit Anbeginn dazu auserkoren habe, zur Schule zu gehen, später zur Uni, sich gepflegt auszudrücken und zu kleiden, vielleicht sogar, um am Ende eine Palagi zu heiraten? Eine, die dann all die Jungen und Alten, die Tumben, Faulen und Diabeteskranken mit einkauft, quasi 70 auf einen Streich?

Böse ist er geworden. Gesagt hat er nichts, wie er überhaupt meistens schweigt, wenn ich etwas tue, womit er nicht gerechnet, etwas sage, was er womöglich überhaupt noch nie gehört hat. Wie er schweigt, nicht schmollt. Schließlich bin ich hier die Fremde, der gegenüber er, selbst als der, der die Nächte mit mir teilt, unbedingt höflich bleibt. Dabei ist er, zumindest an den Wochenenden, wenn er von seiner Schule aus Apia nach Hause kam, immer irgendwie zwischen und rund um Touristen aus dem Ausland aufgewachsen. So nahe wie mir ist er noch keiner gekommen. Sagt er. Und ich habe keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln. Darum hat ihn meine Frage vorhin verletzt.

Er ist fortgegangen, wortlos, was oft so viel klüger ist, so viel weniger verletzend als all diese Worte, die Menschen wechseln, noch dazu in Englisch, Fremdsprache für ihn wie für mich und damit noch ungenauer und stümperhafter, als wenn ein Paar sich in einer gemeinsamen Muttersprache austau-

schen kann. Kluge Worte, dumme Worte, ewige Worte.

Petra heiße ich, der Fels oder besser die Felsin, an der ein Boot zerschellen kann. Ein einziges falsches Manöver genügt, um es in tausend Stcke zu zerbrechen. Denn dies ist sein Name: Va´a, das Boot. Ein schöner Name für einen Erstgeborenen, finde ich.

Hier sitze ich unter der Kokospalme neben meiner Htte direkt am Strand und denke: Das hat seine Mutter sich fein ausgedacht. Jene Mutter, Talofa, die ich oben im Hauptfale laut lachen höre, die überhaupt gern lacht, diese siebenfache Mutter mit der Zahnlücke und den fünf, sechs faulen Zähnen links und rechts daneben. Wie sie alle nur so leben können, mitten in der Fäulnis, im Feuchten, im Dreck, zwischen verlausten Katzen, rudigen Hunden, halbwilden Schweinen, Ratten und Hhnernmist! Ich muss ihn fragen, mein Boot, wenn er wiederkommt.

Schön ist er, stark und geschickt, dunkel und geheimnisvoll, mein Lehrer und Schüler, Gefhrte meiner Tage, Gespiele meiner Nächte, Mann an meiner Seite. Wo mag er sein? Oben auf dem Berg, wohin sich die meisten anderen zurückgezogen haben, die den Tsunami an Upolus Küste überlebt haben? Anders als sein japanischer Kollege im März 2011, hatte er bei uns kaum Schlagzeilen gemacht. Es war ein kleiner Tsunami. Nach allem, was ich gelesen habe, starben etwa 150 Menschen im September 2009. Nicht viele angesichts der Gewalt, mit der der Pazifik hier schon an normalen Tagen, zu jeder Stunde,

zu jeder Minute donnert und grollt, der uns immer, immer, immer ahnen lässt, was geschehen kann, wenn er außer Kontrolle gerät. Jener Pazifik, der beim ersten Blick mein ganzes Herz erobert hat für den Rest meines Lebens, und es gibt keinen Grund, an meinen Worten zu zweifeln.

Ich sitze unter der Kokospalme und denke, dass ich nie ein Haus mein Eigen nennen werde. In dieser Welt aber, in Va'as heller, weicher, südlicher Welt, habe ich eines, ein Fale, ein Haus ohne Wände. Einige wenige hölzerne Pfosten bilden das Rund meiner Heimstatt, getrocknete Zweige und altes Wellblech das Dach der Hütte, in der ich wohne. Ziehen Regen und Sturm auf, so kommen sie plötzlich und heftig und von der Seite. In Windeseile lasse ich dann die schützenden Matten aus Palmwedeln herab. Ich beherrsche die nötigen Handgriffe, kann die Matten ausbessern, habe sie zu flechten gelernt bei Talofa und ihren Schwestern, die kaum glauben können, dass ich aus einer Welt ohne Palmen stamme, »my god, dass es so etwas geben kann«. Eichen, Buchen, Tannen und Fichten: meine Welt. Nie werden sie sie mit eigenen Augen sehen, nie die kühle Frische eines herbstlichen Laubwaldes auf ihrer Haut spüren.

Ich habe ein schönes Haus, unten am Strand, im weißen Sand. Kein Zaun, der mich vom Meer, dem geliebten, dem gewaltigen, trennt. Mein Fale steht, wenn die Flut kommt, mit den Vorderfüßen im Wasser. Manchmal, in Vollmondnächten, spritzt die anschwellende Flut sogar bis hinein in mein Bett.

Obwohl, Bett ist ein trügerisches Wort für meine Lagerstatt auf Samoa. Sie besteht aus einer dünnen Matratze, ausgebreitet in der Mitte der Hütte, obenauf ein lädiertes Leinentuch zum Sich-darauflegen und ein zweites zum Sich-darunterlegen, falls es kühl ist und der Körper nach einem Laken verlangt. Jetzt zur Regenzeit kommt das manchmal vor in der Nacht. Sonst eigentlich nie, im Gegenteil. Jeder Luftzug bringt Erlösung von der schwülen Hitze der langen Monate, in denen die Menschen hauptsächlich herumliegen – und warten. Worauf eigentlich? Auch das muss ich Va'a fragen, wenn er zurückkommt.

Nein, nicht heute. Unsere frische Leidenschaft verträgt nur wenige Fragen auf einmal. Vielleicht lege ich mir ein Notizbuch an mit Fragen, die ich ihm stellen möchte, jeden Tag eine oder zwei, nicht mehr, um ihn nicht zu verstören, wie vorhin. Das möchte ich nicht, das verdirbt die Freuden, die wir uns in den Nächten schenken.

Auch während der Tage teilen wir Freuden. Ich esse hier mit den Fingern, jedenfalls wenn Va'a bei Tisch an meiner Seite sitzt, was manchmal vorkommt. Welche Intimität lag im ersten gemeinsamen Essen, das wir mit den Fingern zu uns nahmen! Wir kannten uns erst wenige Tage, noch erröteten wir vor Befangenheit, scheu wie junge Rehe, wenn unsere Blicke sich trafen. Mein Erstaunen, als man mir für den Sonntagslunch *Toonai* – die geheiligte Mahlzeit aller Samoaner – die Teller mit Brotfrucht, Hähnchen, Fisch, Oktopus und Palusami gefüllt hin-

unter ins Fale brachte, aber weder Messer noch Gabel dazu. Ich wusste um die Verletzbarkeit deines Volkes, wenn einer die Sitten des Landes nicht befolgt, wusste, wie rasch es geschehen kann, dass ihr gekränkt seid, ihr ewig Höflichen, und sah ratlos auf meine Hände hinunter, Bürohande aus einer Industrialisation. Wie nun beginnen?

Er verstand. »Ich helfe dir.« Mit schmutzigen Fingern, das Schwarze unter den Nägeln, zerlegte er den Fisch, den er in der Nacht zuvor aus der Lagune geholt hatte. Geschickt streifte er das Fleisch auch von den zartesten Gräten und mahnte mich, vorsichtig zu sein »with the small bones«*.

Gewissenhaft sollte ich kauen. Dann nannte er mir den samoanischen Namen des Fisches und bedauerte wie ich, dass er den englischen nicht kannte. Weiß der Himmel, welche Fische ich hier schon genossen habe, ich weiß es nicht. Große und kleine, prachtvoll schillernde und unscheinbar graue, auch mal einer mit gefährlich anmutendem Raubtiergebiss, alle köstlich, alle frisch aus dem Pazifik, mit Netz, mit Angel und Harpune vom Ausleger aus erjagt. Meist von Va'a selbst, er ist der Älteste, der Klügste, er ist überdies der Geschickteste seines Clans.

Küssen allerdings konnte er nicht. Er kannte es nicht. Unvorstellbar für uns, aber Samoaner küssen nicht. Offene Zärtlichkeit zwischen Liebenden ist regelrecht verpönt, selbst Händchenhalten ein No-Go,

* mit den kleinen Gräten

zumindest außerhalb der Hauptstadt. Umso größer die Neugier der jungen Leute, die nachts, wenn die Eltern schlafen, wie ihre Altersgenossen in Australien und Neuseeland im Fernsehen billige Soaps mit billigen Schauspielern in noch billigeren Storys schauen. Dort küsst jeder. Offensichtlich, dass es Spaß macht, dass es Lust macht und Lust schenkt. Bevor es mich gab in seinem Leben, hat er keine Frau geküsst, sagt er. Und es gibt keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln – Worte so wahrhaftig wie seine Taten.

Unser erster Kuss. Barfuß spazierten wir Seite an Seite durch die mondlose Nacht, gefolgt von den Hunden, den neugierigen. Wir genossen den sanften Regen, der die Körper kühlte. Aus unserem Haar, meinem glatten und seinem gelockten, rannen Tropfen herab auf ihn und auf mich. An den Stamm der schiefen Kokospalme gelehnt, dort, wo der Strand selbst bei Ebbe ganz schmal wird, hat er den Kuss erwartet, hat sein ganzes Ich, die Empfindsamkeit seines gesamten Leibes hineingelegt in die Lippen, nichts mehr gehört und gesehen, nur noch gefühlt.

»Would you be my teacher?«*

Seine Lippen, so weich, so warm, so hungrig. Nie wieder, so schien es, wollten sie sich schließen nach diesem ersten Kuss. Beend hat er mehr und mehr gefordert, fordert weiter in jeder Nacht, mit Lippen und Händen und Schenkeln und einem Geschlecht,

* Willst du mein Lehrer sein?

weich, warm und hungrig, mein Nimmersatt, mein Nimmermüd, mein Immerda.

Behutsam pflegt ihr Umgang mit den Gaben der Erde, eurer Erde, eurer Insel, Upolu, so winzig, so schön und spendabel mit Pflanzen und Tieren; eine Großzügigkeit, die selbst mit schmalem Einkommen das Überleben sichert. Einzig das Wasser behandelt ihr, als sei es unendlich. Dabei lebt ihr vom Fisch, vom Seegras, vom Hummer – Geschenke, die die Lagune euch beschert, der tägliche Segen Gottes, der keinen Heller kostet.

»Whatever the fish eats, I eat the fish«*, hat er einmal gesagt, als wir uns darüber unterhalten haben, dass man in seinem Land jetzt für das Abwasser zahlen muss. Mitarbeiter der Wasserbehörde bereisen alle Dörfer, verlangen, erklären, beschwichtigen. Ich bin Zeuge solcher Zusammenkünfte. Auch ohne die Sprache zu verstehen, begreife ich, worum es geht. Va´a begreift es nicht, Wasser schickt doch der Herrgott selbst, fast täglich und »for free«, oft mehr, als wir brauchen. Als ich ihm erzähle, dass man in meinem Land, in ganz Europa seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten für das Abwasser zahlt, schaut er ungläubig. Und verstummt, wie er so oft verstummt. Schreiben hier die Zeitungen nichts von den riesigen Plastikstrudeln in allen Weltmeeren, groß wie Kontinente, deren Teilchen im Seegetier bis hin zu

* Ich esse den Fisch, was immer der Fisch isst.

** umsonst